Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 86 (1992)
Heft: 6

Artikel: Wider den Luxus der Hoffnungslosigkeit
Autor: Sölle, Dorothee
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143695

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dorothee Sölle

Wider den Luxus der Hoffnungslosigkeit

Eine Gruppe von Studenten analysierte die Folgen der Arbeitslosigkeit, sie sprachen über den Verlust des Zeitgefühls, über die Störungen in den Beziehungen, über die Bedrohung des Selbstwertgefühls und über materielle Verelendung. An der Tagung nahmen auch Arbeitslose teil, sie wurden immer unruhiger bei den Beschreibungen. Schliesslich platzte einer los: «*Wir* sind schon arbeitslos. *Wir* können uns so viel Hoffnungslosigkeit nicht mehr leisten.»

Die Opfer ärgerten sich über die, die sie als blosse Zuschauer ihrer Verelendung ansahen. Die Betroffenen kritisierten die Reflektierenden. Und in der Tat: Die Beschreibung des Elends samt Erkenntnis seiner Ursachen ist unzureichend. Sie ist eine andere Art von Luxus, an dem wir ersticken, vielleicht ein Luxus der Linken, an die sich diese «Predigt» richtet...

Die nicaraguanische Schriftstellerin Gioconda Belli sagte auf einer Konferenz in Loccum, als sie mit der europäischen Hoffnungslosigkeit konfrontiert wurde, diese Art von Luxus könne sich in Nicaragua niemand leisten.

Wir aber können. Es gibt eine Selbstlähmung in Ratlosigkeit. Manchmal denke ich, kein Kaninchen sitzt so vor der Schlange wie wir. Alle wissen oder können wissen, dass das System des fortgeschrittensten Industrialismus nur für eine kleine Minderheit funktionieren kann, nicht für alle Erdenbewohner. Die siegreiche New World Order hat weder ökonomisch noch ökologisch ein Menschheitsmodell. Nicht die Armut soll bekämpft werden, sondern die Armen. Sie sind «expendable» geworden, nicht einmal als Konsumidioten lassen sie sich verwenden. Und nicht die Erde soll bestehen bleiben, sondern die Produktionsziffern werden nach wie vor als das Nonplusultra der ökonomischen Vernunft ausgegeben.

«Wir erzählen immer nur das Kaputte», sagte eine Studentin, «ich kann das nicht mehr hören! Wir sind vollkommen widerspruchsfrei in unserm negativen Triumphalismus!» Die Rezitation der Zukunftslosigkeit hat genug Gründe für sich und wird doch häufig (ich erlebe das auch) als verfeinerter Zynismus empfunden. Es gibt eine negative Genüsslichkeit, die sich darin ausruht, das gegenwärtige und zukünftige Unglück in Sprache zu bringen. Selbstbeschreibungen sind ja nicht folgenlos, sie sind immer auch eine Prophetie, deren Voraussagen eintreffen werden, weil sie gemacht worden sind. Wir beschreiben uns als handlungsunfähig und sind in unserer Phantasie schon getötet, das erzwungene Einverständnis mit dem Unglück macht uns zu Zuschauern.

In Lateinamerika habe ich oft in Gesprächen mit Favela-Frauen empfunden: Es stimmt etwas nicht mit unserem Wissen. Diese Art von Wahrheit – über den IWF und die Chicago Boys, die dafür sorgen, dass Schulen und Krankenhäuser in der Elendswelt verfallen, über die Ursachen des voraussagbaren Scheiterns der Umweltkonferenz in Rio, über die Leute in Bonn, die ohne den Jäger 90 nicht leben können – enthält zwar notwendige Erkenntnisse, aber es fehlt ihr das, was Wahrheit nach dem Johannesevangelium mit uns tut: Sie macht nicht frei. So ist auch unser Wissen differenzierter, umfassender denn je und doch nicht, was Wissen sein soll und in der Tradition der Arbeiterbewegung lange war: Macht.

Es gibt die Dauergeste des Entlarvens und Demaskierens, es gibt eine ungetrübte, undialektische und risslose Darstellung der Welt als verfaulender. Wie Staatsanwälte treten wir auf gegen alle Geschichte und alle Realisationen von Freiheit. Aber von diesen Gesten lässt sich nicht leben. Wenn ich der Welt täglich nachweise, dass man nicht in ihr leben kann, so kann ich in ihr auch nicht lieben, nicht arbeiten und auf die Dauer auch nicht kämpfen. Die Ermattung vieler kritischer Menschen in den letzten Jahren, die

sich heute dem Selbstmitleid und der psychologischen Selbstpflege verschrieben haben, beweist das. Wo sind sie geblieben, diese Freunde? Die Hoffnungslosigkeit hat sie erstickt.

Und so stehen wir wie Zuschauer am Karfreitag dabei, etwas entfernt, aber doch so, dass wir die Schreie noch hören und den Gestank, den Gefolterte verbreiten, noch riechen können. Was an dieser Zuschauerposition so unerträglich ist, ist die Bürde eines Wissens, das jede Qualität von Befreiung, Hoffnung, Veränderung verloren hat. Es ist weithin zum Todeswissen geworden. Es dient dazu, die Aussichtslosigkeit noch einmal zu demonstrieren. Je intelligenter, desto hoffnungsloser.

Die wirklich zu leistende Arbeit wäre, einen Zwiespalt in die eigene Hoffnungslosigkeit zu treiben. Sich selber in den Unglücksrezitativen zu zementieren, ist die Sprache des Unglaubens. Christus hat nicht die Bewegungslosigkeit des Gelähmten beschrieben, nicht die Blindheit der Blinden erklärt. Der andere Blick, der gegen den Augenschein behauptet: «Sie wird aufrecht gehen», «er wird sehen», ist die Voraussetzung der Heilung.

Es geht dabei nicht darum, irgendeinen Optimismus oder gar Magie gegen die massenmörderischen Tendenzen der Weltpolitik zu setzen. Das können wir den derzeit Regierenden überlassen. Wir brauchen einen längeren Atem, um widerstandsfähig zu bleiben. In Lateinamerika habe ich Hoffnung oft bei den an der Basis Arbeitenden gefunden, deren Überblick geringer, deren Analyse einfacher, deren Handlungsradius begrenzter waren. Ist es denn leichter, Hoffnung zu haben, wenn sie konkreter und begrenzter ist? Dass Marias zweites Kind nicht auch an Austrocknung sterbe, dass der Wassermarsch nur mit Tränengas, nicht mit Gewehrsalven in die Menge beantwortet werde, dass es gelinge, den einen nichtbestochenen Richter in der Stadt zu finden, sind solche geringen, auf das tägliche Brot zum Überleben bezogenen Hoffnungen. Aus der Perspektive der Armen betrachtet, ist die Hoffnungslosigkeit, die wir uns leisten, eine Art von Luxus für die, die nicht in die Kämpfe verwickelt sind.

Und so nährt sich unser Zweifel an der unbezweifelbaren Macht des «Immer-grösser-immer-schneller-immer-brutaler» von den nicht voraussagbaren Geschichten der Hoffnung, die es auch bei uns zulande gibt. Ich nenne ein paar, die mich trösten und die mir helfen: In Göttingen haben die Schulkinder angefangen, ihre Stadt «dosenfrei» zu machen, weil sie keine Lollis brauchen, sondern Luft zum Atmen. In Saarbrücken unterstützt die Stadt Solarzellen und den Umstieg auf eine andere Art von Energieversorgung. Bei Dresden versuchen Leute das gigantische Autobahnprojekt aufzuhalten. Lebensmittelketten verkaufen Kaffee zu einem gerechten Preis für die Kleinbauern. All dies widerspricht und widersteht dem über uns herrschenden Götzen, der zur Zeit «Markt» genannt wird. In all diesen und vielen anderen Geschichten zuckt das Leben und steht auf: Die Wahrheit über die Luft, die wir atmen, und den Kaffee, den wir trinken, hat durchaus diese Qualität, uns freizumachen von dem Projekt des Todes, das uns mitschleift. Auch der Stein auf unserm Grab liegt nicht für ewig.

■